

Richard Riess
(Hrsg.)

HOFFEN

Trotz. Allem. Hoffen.

Eine Anthologie

ATHENA-Verlag

Inhalt

ROSE AUSLÄNDER Und	12
RICHARD RIESS Hoffen. Trotz allem. Hoffen.	14
GESTALT UND GESTALTEN	
HILDE DOMIN Abel steh auf	27
REINER STRUNK Beim Philosophen der Hoffnung	30
THOMAS ASSHEUER Was würde Hannah Arendt dazu sagen?	33
WOTY GOLLWITZER-VOLL »Die Sonne scheint noch« Zum 100. Geburtstag von Sophie Scholl	37
JOCHEN HÖRISCH »Um ein Winziges anders« – Hoffnungsmotive in der Kritischen Theorie. Anmerkungen zu Walter Benjamin und Theodor W. Adorno	42
KARL-HEINZ RÖHLIN Von der Hoffnung zum Sinn Auf den Spuren von Viktor Emil Frankl	48
HANS-JÜRGEN BENEDICT »I have a dream.« Martin Luther Kings Vision der Gerechtigkeit und die gegenwärtige Lage	53
WOLFGANG SOMMER Crux una spes Hoffnung bei Martin Luther	58

EVA ZELLER Paul Gerhardt	64
ERICH KASBERGER Sieben Jahre Hoffnung am Beispiel von Else Behrend-Rosenfeld	67
MARITA KRAUSS Die Hoffnung hatte gesiegt am Beispiel von Siegfried Rosenfeld	72
ZVI KOLITZ Jossel Rakovers Wendung zu Gott	76
IN DEN FARBEN DER KÜNSTE	
NIKOLAUS HARNONCOURT Eine heilige Sprache	83
KONRAD KLEK Hoffnungslieder	84
KLAUS RASCHZOK Vom »Geheimnis der Knospe zarter Hülle« Hoffnung im bildnerischen Werk von Joseph Beuys	90
CONRAD VON DER GOLTZ Save the Spirit	96
THEO ELM Dialektik der Hoffnung. Zur Aktualität Albert Camus'	100
PETER SCHÜTZE Hoffnung oder Skepsis – Wohin entführt uns das Theater?	106
INGRID RIEDEL Märchen von der Hoffnung	114
ERNESTO CARDENAL Wir sind wie Zugvögel	120

HOMO PATIENS

EVA ZELLER Zu guter Letzt	125
HERBERT KAPPAUF Hoffnung, wenn die Krankheit hoffnungslos ist	126
THOMAS AUCHTER Zur Psychoanalyse der Hoffnung	129
VERENA KAST Hoffen – worauf? Auf der Suche nach Zuversicht in schier hoffnungsloser Zeit	134
LUISE REDDEMANN Hoffnung und Mitgefühl Zur Begegnung mit traumatisierten Menschen	140
FRANK ERBGUTH Trotzdem! Krankheit und Hoffnung	144
BERTOLT BRECHT Als ich in weißem Krankenzimmer der Charité	152
ANDREAS KRUSE Trotzdem ... deswegen ... aber nicht grenzenlos. Das Potenzial alter Menschen zur Perspektivenerweiterung	153
TADEUSZ RÓŻEWICZ Für mich ist es zeit	159
BERTOLT BRECHT Vergnügungen	160
HANS MAGNUS ENZENSBERGER Eine zarte Regung	161

HERAUSFORDERUNGEN DER ZUKUNFT

MARIE LUISE KASCHNITZ Steht noch dahin	165
JÖRG DITTMER Ballade vom richtigen Hoffen	166
HEINZ ZAHRNT Es ist was Besseres in der Welt	168
JÖRG DITTMER Hoffen in Mariupol	171
SCHALOM BEN-CHORIN Freunde, dass der Mandelzweig	173
HANS MAGNUS ENZENSBERGER Arme Kassandra	174
THOMAS ZEILINGER Hoffnung im Digi-Tal? Gemeinschaft und (digitale) Ethik	175
UDO HAHN Bildung und Hoffnung	180
GÜNTER BREITENBACH Die Hoffnung der Pflegenden und die Pflegenden der Hoffnung	183
CORINE PELLUCHON Die Bauern, Pioniere der Aufklärung im Zeitalter des Lebendigen	189
JULIAN NIDA-RÜMELIN Eine humanistische Utopie Eine Rede zur Eröffnung der Salzburger Festspiele 2021	194
MARIE LUISE KASCHNITZ Interview	199

PHILOSOPHIE, THEOLOGIE, SPIRITUALITÄT

MAX HORKHEIMER Hoffnung – über das Leben hinaus	203
FRANK CRÜSEMANN Hoffnung für Abel?!	204
ULRICH KÖRTNER Meine Hoffnung für die Kirche(n)	209
JÜRGEN MOLTSMANN Spiritualität des Körpers	214
HANS-MARTIN BARTH Wie ein Segel sich entfalten	216
HELGA SCHUBERT Meine Ostergeschichte	218
RICHARD RIESS »Und ist Mensch geworden ...« Kinder – Symbole der Hoffnung	220
TANKRED STÖBE Hoffen. Trotz allem hoffen. Warum humanitäre Hilfe fast immer frustrierend ist und dennoch nicht hoffnungslos. Und was das gerade mit dem eigenen Leben zu tun hat.	222
MATTHIAS CLAUDIUS An meinen Sohn Johannes, 1799	227
JULIA RITTNER-KOPP Brief an meinen toten Sohn	232
DIETRICH BONHOEFFER Von guten Mächten wunderbar geborgen	235
HILDE DOMIN Die schwersten Wege	236

RICHARD RIESS Wohin denn auch	238
HEINZ PIONTEK Freies Geleit	244
ROSE AUSLÄNDER Gemeinsam	245
Dank des Herausgebers	247
Quellenverzeichnis	249
Autorinnen und Autoren	254

Richard Riess

Hoffen. Trotz allem. Hoffen.

Trotz allem

Doch. Doch.
Ich werde auch
dann noch sagen
was zu sagen
ist

Dass der Mond
immer noch sein
silbernes Licht über
die Wipfel der Bäume
gießt

Dass das Weizenkorn
immer noch die
Kruste der Erde
durchbricht

Dass das Glück
immer noch über
die erhitzten Gesichter
der Liebenden huscht

Dass der Apfelbaum
immer noch seine
rosaweißen Blüten
treibt über Nacht

Dass der Himmel
immer noch in den
Augen der Kinder
träumt

Ich werde es
sagen doch doch
ich werde es
sagen

Richard Riess

Hoffen. Trotz allem. Hoffen. Das ist der Titel dieser Anthologie. Hoffen und Trotz. Trotz und Hoffnung. Nur – wie passt das eigentlich zusammen? *Hoffnung* – mit dem ganzen Flair von Frühling, Morgenlicht, Kindheit, Blütenpracht, Neujahr, Verliebtsein, Wiedergenesung und tausend anderen Aufbrüchen. Und *Trotz* – mit dem Tenor von geballter Faust und gefurchter Stirn, Feuer in den Augen und verspanntem Rücken, Bockigkeit und Wut und tausend Widersprüchen. Wirklich. Wie soll denn das zusammengehen? Wo das alles doch so eklatante Gegensätze sind?

Für Menschen, deren Mentalität weitgehend aus Schwarz-Weiß-Malerei besteht, ist und bleibt Hoffnung zunächst Hoffnung und Trotz zunächst Trotz. Nichts anderes. Da gibt es keine Vermischung der Begriffe. Es geht schlicht nach dem Schema »Entweder-oder«. Menschen aber, die sich nicht damit zufriedengeben, denken eher in den Kategorien von »Sowohl-als-auch«. In der Tat. Hoffnung *ohne* die Kraft des Trotzes und die Nachhaltigkeit des festen Willens wäre am Schluss nur eine Seifenblase. Und Trotz *ohne* die Flexibilität und den langen Atem der Hoffnung bliebe am Ende nur Sturheit.

Und doch gehören beide Denkweisen, soweit nicht erstarrt, aus guten Gründen zur Welt des Menschen und der Schöpfung. In der Tat. Es muss auch so etwas geben wie eine scharfe Unterscheidung der Begriffe und eine klare Ordnung der Dinge. Das macht schon der Anfang der Genesis deutlich, wo es um die Benennung von Licht und Finsternis, Sonne, Mond und Sternen, Pflanzen und Tieren geht. Höhepunkt dieser Vorstellung ist schließlich die Verheißung in Gen. 8,22: »Solange die

Erde steht, sollen nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.« Man kann dieses große Wort, so man will, nach der Urkatastrophe der Menschheit als eine Urkunde *jeder* Hoffnung verstehen: der Hoffnung, dass diese Welt, diese Schöpfung in ihrer Vielfalt, diese Natur in ihrem Ablauf auf fester, verlässlicher, sicherer Grundlage gebaut ist – Hoffnung für alle Zeiten und Generationen. Hoffnung, dass der Himmel nicht einstürzt, wenn ich das Haus verlasse. Hoffnung, dass die Natur auch in diesem Frühjahr wieder tut und auch im Herbst wieder tun wird, was sie zu tun hat. Es sei denn, der Mensch tut ihr Gewalt an und zerstört sehenden Auges auch noch die Grundlagen seines Lebens.

Aber auch die andere, die komplementäre Denkweise ist für den Menschen und die Schöpfung von lebenswichtiger Bedeutung: Die elementaren Lebensprozesse unserer Welt sind nicht weniger von komplexer Natur. Überall stoßen wir auf Mixturen, Ambiguitäten, Multivalenzen, vielfältigste Austauschprozesse: ob Wasser oder Blut, Wolke oder Zelle, Baum oder Auge, Seele oder Herz. Freilich. Dass es Vereinigungen von Gegensätzen gibt, wussten unsere Vorfahren schon vor Jahrhunderten. Nikolaus von Kues zum Beispiel (»*coincidentia oppositorum*«) oder Paracelsus, Carl Gustav Jung oder Viktor von Weizsäcker und andere mehr. Unsere Welt, die kosmische Schöpfung, die vitale Natur, der Mensch, »die Krone der Schöpfung« (Johann Gottfried Herder) leben zuäußerst und zutiefst von Austausch-, Stoffwechsel- und Transformationsprozessen. Das muss man im »Zeitalter des Lebendigen« (Corine Pelluchon) nicht groß betonen – es sei denn, man oder frau ist angesichts der glanzvollen Erfolge und der scheinbar triumphalen Aussichten von Industrie und Technik geradezu berauscht und in seiner oder ihrer ideologischen Blase hoffnungslos gefangen.

Was die Hoffnung begründet

»*Dum spiro, spero. Ich hoffe, solange ich atme.*« So lautet ein klassisches, höchst kluges lateinisches Sprichwort. Die Hoffnung – ein Merkmal also, ein Kennzeichen oder eine Eigenschaft des Menschen? Sicherlich. Auch das. So wie auch seine Suche nach Sinn und seine Sensibilität es sind – seine Sensibilität für das, was ihn unbedingt angeht. Eine Gegebenheit vor allem, eine Gabe. In dieser Hinsicht ist die Hoffnung,

näher betrachtet, denn auch mit dem Wunder und dem Traum, dem Geheimnis und dem Segen verschwistert.

Dum spiro, spero. Solange ich atme, hoffe ich auch. Was gäbe oder was gibt es überhaupt für ein klügeres und aktuelleres Wort als diesen antiken Satz gerade in unserer Situation, den Jahren 2019 und der Folgezeit, in der das Coronavirus uns heimgesucht, die Atemwege zuallererst, die Lunge und andere Organe befallen, zahllose Menschen getötet und so viel Hoffnungslosigkeit verbreitet hat? Was für eine Weisheit und was für ein Sinn für Wortspiele schon in der Antike, die einen solchen inneren Zusammenhang zwischen *spirare*, Atmen, und *sperare*, Hoffen, hergestellt hat. Was für eine Weisheit auch in der Alten Kirche, die beides, das Atmen und das Hoffen, im dritten Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses mit den Zusammenhängen von *spirare*, *spiritus*, *Spiritus sanctus*, *Spiritualität*, *spirit*, *esprit* und *spirituell* theologisch verankert hat – als das psychologische und spirituelle Netzwerk für den Prozess von Hoffen und Hoffnung.

Aber Hoffnung in Ehren. Am Ende wartet doch der Tod. So der Chor der selbsternannten Realisten und Pessimisten, Rationalisten und Materialisten, Agnostiker und Atheisten. In der Tat. Der Augenschein gibt ihnen recht: Dieser Kranke wird nie mehr gesund. Diese Sterbende wird sterben – trotz aller Bemühungen der Ärzte. Dieses Alter ist nicht mehr rückgängig zu machen. Dieser Schmerz ist nicht zu stillen. Da wird die Hoffnung ganz klein und schwach. Und sie wird noch kleiner und schwächer, wenn man bei vermeintlich großen Weisen des Abendlandes Rat sucht:

Hoffnung, vor allem Hoffnung, dass es ein – wie auch immer erhofftes – Weiterleben nach dem Tod gibt, ist letztlich Illusion, infantile Wunscherfüllung, narzisstische Selbsttäuschung, die dazu helfen soll, den Schmerz über die Begrenztheit und Endlichkeit des Lebens zu verkraften. So Sigmund Freud, der Begründer der klassischen Psychoanalyse. Und er formuliert es nur eleganter, was sonst im Volksmund allzu simpel klingt: Aus ist aus. Tot ist tot. Schon wissenschaftlich gesehen (ganz unter Berufung auf den 2. Thermodynamischen Hauptsatz und die Theorie von der Entropie) geht alles, auch unsere ganze Welt, dem Ende entgegen. Und auf literarische Weise äußert auch Bert Brecht seine Ausweglosigkeit:

Der Nachgeborene

*Ich gestehe es: ich
Habe keine Hoffnung.
Die Blinden reden von einem Ausweg. Ich
Sehe.*

*Wenn die Irrtümer verbraucht sind
Sitzt als letzter Gesellschafter
Uns das Nichts gegenüber.*

Bertolt Brecht

Und doch. Es gehört ja gerade zum Charakter der Hoffnung, dass sie oft genug gegen den Augenschein lebt, sich vom Augenschein nicht überwältigen lässt und gegen alle Erfahrungen der Vergangenheit auf die Zukunft setzt. Dass sie gegen den Strich büstet, gegen den Strom schwimmt, die selbstsicheren Realisten verblüfft. So wird sie zum Anwalt einer umfassenderen, zukunftsöffeneren Wirklichkeit, zum Ausdruck des Lebens selbst: verwundbar, widerlegbar und empfindsam, aber auch kraftvoll, selbstbewusst und unzerstörbar – eben wie das Leben. Gewiss. In vielen Momenten dieses Lebens wird ein Mensch auch, meist notgedrungen, resignieren. Zu hart ist die Realität für »weiche« Menschen, zu sehr ist die Zukunft scheinbar aussichtslos.

Wer immer über Hoffnung denkt und spricht, schreibt und singt, sollte freilich auch je und je ihren Gegensatz, die Hoffnungslosigkeit, mitbedenken. Die Hoffnungslosigkeit und all die anderen Abkömmlinge des Todes: Gewalt und Krieg, Versklavung und Ohnmacht, Lähmung und Schockstarre, Verzweiflung und Selbstmord, Missbrauch und Entmenschlichung. Die Geschichte der Menschheit ist auch eine Geschichte des Ringens zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit – und es ist keineswegs gesagt, dass die Hoffnung *toujours* die Oberhand gewonnen hat. Eine eindrucksvolle Dokumentation – eindrucksvoll in anthropologischer und theologischer, historischer und sozialpsychologischer Hinsicht – sind Themen wie etwa die Texte des *Alten* und des *Neuen Testaments*. Zum einen, was den Pol der Hoffnungslosigkeit anbelangt: von Kain und Abel bis hin zu den grausigen Erzählungen in

der *Apokalypse des Johannes*. Zum anderen, was den Pol der Hoffnung betrifft, finden wir von den ersten Blättern an bis zu den letzten eine geradezu überbordende Fülle an Hoffnungsgeschichten. Johann Baptist Metz, einer der großen Ökumeniker und modernen katholischen Theologen, hat sie einst so begriffen:

Wenn ich als Theologe von den großen Bildern der Hoffnung reden will, stelle ich fest, dass man sie durch nichts ersetzen kann: die Verheißungsbilder vom Reich Gottes, die Mahlgemeinschaft, das Reich der Freiheit, des Friedens, das Lachen der Kinder Gottes, die abgewischten Tränen ... Das ist der Weg, den ich gehe, mit der Umkehr, mit der Hoffnung ...

Es ist wohl schon in den vergangenen Jahrhunderten so gewesen und wird wohl auch in Zukunft so sein. Von diesen großen Bildern geht ein wunderbarer, goldener, ikonischer Glanz aus. Wie auch von vielen anderen Bildern aus der Natur, sei es der aufgehende Mond oder die Wiederkehr der Schwalben, wie auch der Kunst, sei es der Dom zu Köln, der Schutzengel von Rembrandt oder das Weihnachtsoratorium von Johann Sebastian Bach, von Brücken und Kirchen, von Briefen und Liedern, von Begegnungen und Gesprächen, von Reisen und Gärten, von Pflanzen und Tieren – eine unerschöpfliche Schatzkammer, dicht vor unseren Augen. Und immer wieder auch das Wort. Das anstoßende, tröstende, aufbauende Wort. Von Rainer Maria Rilke ist eine Notiz überliefert, die uns zeigt, wie sehr er das Wort der Psalmen aufgesucht, geschätzt und in seinem Herzen bewahrt hat. Er schreibt:

*Ich habe die Nacht einsam hingebracht ...
und habe schließlich ... die Psalmen gelesen,
eines der wenigen Bücher, in dem man
sich restlos unterbringt, mag man noch so
zerstreut und ungeordnet und angefochten sein.*

Rilke erwähnt den Plural, die Psalmen. Und es gehört auch zu den unersetzbaren spirituellen Erfahrungen, dass einzelne Psalmen aus dem Psalter mit seinen 150 Texten jeweils neu zu sprechen beginnen: in unterschiedlichen Lebensphasen, in unterschiedlichen Situationen, in Freud und Leid, als Frage und Trost. So ist beispielsweise für mich seit

Jahren schon der 139. Psalm ein starkes Wort auf meinem Weg geworden und bis heute geblieben:

*Herr, du erforschest mich und kennest mich.
Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es;
du verstehst meine Gedanken von ferne.
Ich gehe oder liege, so bist du um mich
und siehst alle meine Wege.
Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge,
das du, Herr, nicht schon wüßtest.
Von allen Seiten umgibst du mich
und hältst deine Hand über mir.
Diese Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch,
ich kann sie nicht begreifen.*

*Wohin soll ich gehen vor deinem Geist,
und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht?
Führe ich gen Himmel, so bist du da;
bettete ich mich bei den Toten, siehe, so ist du auch da.
Nähme ich Flügel der Morgenröte
und bliebe am äußersten Meer,
so würde auch dort deine Hand mich führen
und deine Rechte mich halten.
Spräche ich: Finsternis möge mich decken
und Nacht statt Licht um mich sein –,
so wäre auch Finsternis nicht finster bei dir,
und die Nacht leuchtete wie der Tag.
Finsternis ist wie das Licht.*

*Denn du hast meine Nieren bereitet
und hast mich gebildet im Mutterleibe.
Ich danke dir dafür,
daß ich wunderbar gemacht bin;
wunderbar sind deine Werke;
das erkennt meine Seele.
Es war dir mein Gebein nicht verborgen,
als ich im Verborgenen gemacht wurde,
als ich gebildet wurde unten in der Erde.*

*Deine Augen sahen mich,
als ich noch nicht bereitet war,
und alle Tage waren in dein Buch geschrieben,
die noch werden sollten und von denen keiner da war.*

*Aber wie schwer sind für mich, Gott, deine Gedanken!
Wie ist ihre Summe so groß!
Wollte ich sie zählen, so wären sie mehr als der Sand:
Am Ende bin ich noch immer bei dir.*

(Psalm 139, 1–18)

Was die Hoffnung bedroht

Was aber, wenn man Ausblicke dieser Art nicht teilt? Woher nimmt ein Mensch im Angesicht aller seiner Zweifel überhaupt so etwas wie »Hoffnung«? Ernst Bloch, eher dem Atheismus zugeneigt, sprach seinerzeit bewusst von dem »Prinzip Hoffnung«. Er selbst lebte, so scheint es, aus der Hoffnung, dass »in der Welt etwas entsteht, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: »Heimat«. Wir sind als Menschen – folgen wir dem Grundgedanken seines dreibändigen Werkes *Das Prinzip Hoffnung* – offenbar in der Hoffnung »beheimatet«. Und das bereits von Kindheit an.

In der Tat. Säuglinge und kleine Kinder, die ohne »Urvertrauen« (Erik H. Erikson) oder ohne eine fürsorgliche Beziehung (René Spitz) aufwachsen, aber auch KZ-Gefangene (Viktor E. Frankl) haben Situationen der Hoffnungslosigkeit nur selten oder nur schwer geschädigt überlebt. Der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich sprach in diesem Zusammenhang von einer »*Physiologie der Hoffnungslosigkeit*« – einem Zustand, in dem sowohl der bewusste Wille wie auch die unbewusste Sehnsucht nach Überleben auseinanderreißen und erlöschen. Von Anfang an und von Grund auf ist der Mensch ein Hoffender, aus welchen Quellen er auch seine Hoffnung je und je schöpft. Er hofft zum Beispiel:

- Dass er Glück im Leben hat.
- Dass er wieder gesund wird.
- Dass es seine Kinder einmal besser haben.

Hoffnung ist nicht nur ein Hauptwort unserer Sprache. Es ist auch ein *Elixier* unserer Seele. Schwindet die Hoffnung, wird sie leichtfertig, gewaltsam oder zynisch zerstört, so wird das innere Licht im Leben eines Menschen oder eines Volkes ausgelöscht. Besonders schrecklich trifft dies für das Leben von Kindern zu, die nicht selten sogar noch im größten Elend aus einem verborgenen Schatz von Hoffnungen leben – in Slums, in Kriegsgebieten wie in der Ukraine, in Syrien oder dem Jemen, in zerstörten Familien oder verwüsteten Gebieten. Jesus hat nicht ohne Grund gerade die Kinder mit überaus drastischen Worten in Schutz genommen – die Kinder, die noch ganz im Horizont der Hoffnung leben.

Was die Hoffnung beflügelt

Hoffnung ist eine Gabe, ja eine Begabung, die – wie jede Begabung – ständiger Pflege bedarf. Erst mittendrin oder hinterher merken wir, dass es Augenblicke und Abläufe gibt, die die Hoffnung befördern und beflügeln: ein Gottesdienst beispielsweise, ein Konzert oder eine Reise, ein Gebet, ein Film oder ein blühender Apfelbaum. Doch so sehr die Hoffnung im Innersten des Menschen gegründet ist und sich immer wieder auch ihren eigenen Ausdruck sucht – als Humor, in künstlerischer Gestaltung oder im Licht der Augen –, so sehr bedarf sie doch auch der Wahrnehmung, der Anerkennung und der Resonanz durch Andere, und sei es durch ein einziges Wort: *Du schaffst es! Glaube mir, aus Dir wird einmal etwas ganz Besonderes!* Aufmerksame Menschen, die selbst aus der Hoffnung leben, werden nicht selten zu Inspiratoren und Initiatoren für andere Menschen – für Kinder beispielsweise und Kranke, Gedeütigte und Verzweifelte. Weil sie offenbar mehr sehen, als was vor Augen ist. Sie sind in diesem Augenblick sozusagen Anwälte für die *Epiphanie* der Hoffnung. »Epiphanie« kann heißen: Hoffnung ist nicht nur in den Genen verankert. Sicher, der Einfluss der Gene ist ein wesentlicher Teil im Lebensprozess. Aber eben nur ein Teil, und es gibt kein spezifisches Gen für Hoffnung. Es handelt sich auch in

diesem Zusammenhang um ein Zusammenspiel vieler physiologischer und psychologischer, sozialer und kultureller Faktoren.

Hoffnung kommt aus vielen Richtungen auf uns zu: von außen und von innen, von oben und von unten. Von diesem Horizont her und auf diesen Horizont hin leben auch heute noch und wieder und wieder alle Reformationen und alle Reformen – in welchen Institutionen auch immer, nicht zuletzt auch in der Gesellschaft und der Politik, den Schulen, der Bildung und den Kirchen und weit darüber hinaus. Hoffnung ist – so gesehen – je und je »*ein Einfall von oben*« (Joachim Scharfenberg), ein Kind des Heiligen Geistes. »*Spirare. Sperare*« – sie hängen zusammen: das Atmen und der Geist, und der Geist und die schöpferische Kraft.

Und es sollte uns von Tag zu Tag zu denken geben: Die Zeit des Menschen, die Zeit der Schöpfung – und die Zeit der Hoffnung ist allemal offen für Zukunft. Gegen den Augenschein dessen, was ist, hofft die Hoffnung auf das, was noch »aussteht«, was noch »aufscheinen« wird, was noch »*epiphan*« werden möchte. Und es gehört zum Wesen der Hoffnung, dass sie – oftmals völlig unerwartet – für Überraschungen taugt. Sodass es am Ende wie am Anfang heißen kann: »Und siehe, es war sehr gut.«

Einer der begabtesten Regisseure der neueren Zeit, der leider allzu früh verstorbene Andrej Tarkowskij, beschließt seinen letzten Film (*Opfer*) mit einer bezeichnenden Szene: Da liegt ein Kind auf dem Boden unter einem verdorrten Baum in einer trostlosen Landschaft. Ist da noch so etwas wie Hoffnung angebracht?, fragt Tarkowskij selbst in seinen Tagebüchern und fährt fort:

Die Antwort darauf gibt vielleicht die alte Legende vom geduldigen, unverdrossenen Wässern eines vertrockneten Baumes, die ich in dem mir bisher wichtigsten Film verarbeitet habe. Weil der Mönch, der entgegen aller Vernunft jahrelang Eimer um Eimer auf den Berg schleppte, konkret und unbeirrt an das Wunderwirken Gottes glaubte, konnte sich ihm eines Tages auch ein solches Wunder offenbaren – die dürren Zweige waren über Nacht ergrünt.